

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

»I want to be a fat man / and with the fat men stand«. US-Amerikanische *Fat Men's Clubs* und die Bedeutungen von Körperfett in den Dekaden um 1900¹

Nina Mackert

English abstract: This article picks up the history of US-American Fat Men's Clubs to analyze ambivalent meanings of body fat in the decades around 1900. These clubs – and the newspaper reports about them – are remarkable because they operated in an historical period in which the meaning of body fat changed. At that time, fatness came to symbolize excessive consumption and sickness. However, it could nevertheless point to success and efficiency. Body fat was highly contested and fluid – and with it were understandings of ability and capable selves. From the perspective of critical ability studies, the article explores how fatness served as a site of conflicts over modernity and progress, consumption, productivity and health.

Am Nachmittag des 10. September 1891 verkündete Charles E. Munson aus New York City, er habe Hunger. Munson befand sich mit 22 anderen weißen Männern auf der Terrasse eines Hotels in South Norwalk, Connecticut – und keiner von ihnen hatte Grund, sich wegen der Nahrungsversorgung zu plagen: Nur wenige Meter entfernt war ein Zelt aufgespannt, unter dem kurze Zeit später das große Bankett begann, auf dem laut *New York Times* insgesamt 25 Scheffel Muscheln, 100 Hähnchen, 10 Scheffel Hummer, Unmengen von Mais, Kartoffeln, Wassermelonen und anderer Nahrungsmittel verzehrt wurden.² Die *New York Times* berichtete über das Treffen, so wie sie es regelmäßig bei Treffen des sogenannten *Fat Men's Club* tat – und auf einem solchen befanden sich Munson und Co. gerade.³ *Fat Men's Clubs* waren zwischen den 1870er und den

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des von der Fritz-Thyssen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes »Das essende Subjekt. Eine Geschichte des Politischen in den USA vom 19. bis zum 21. Jahrhundert«. Ich danke Timo Bonengel, Grace Elizabeth Hale, Melanie Henne, Felix Krämer, Nora Kreuzenbeck, Jürgen Martschukat, Olaf Stieglitz, Gunnar Wolff, dem Kolloquium des Lehrstuhls Nordamerikanische Geschichte sowie den anonymen Gutachter_innen von *Body Politics*.

2 »Fat Men At a Clambake«, in: *New York Times*, 11. September 1891, 8. Ein Scheffel (bushel) Muscheln wog zwischen 70 und 100 Pfund; nicht überraschenderweise ging es also um große Mengen.

3 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«, in: *New York Times*, 23. August 1878, 8; »The Glory of Adipose«, in: *New York Times*, 28. August 1884, 5; »Clams Eaten By Fat Men«, in: *New York Times*, 4. September 1896, 9.

1910er Jahren in vielen Teilen der Vereinigten Staaten aktiv, vor allem aber an der Ostküste verbreitet. Sie setzten sich aus weißen, wohlhabenden Geschäftsmännern und Juristen zusammen, die offensiv mit ihrem Körperfett prahlten: Mindestens 200 Pfund musste man wiegen, um als Mitglied zugelassen zu werden.⁴ Die Artikel über die Treffen der Clubs beschrieben riesige Bankette oder spaßige Barbecues mit nachmittäglichen sportlichen Wettbewerben. Nicht selten wurde neben der Menge an verzehrten Delikatessen auch das Körpergewicht der männlichen Teilnehmer detailliert aufgelistet. Und 1885 zitierte die *New York Times* aus der Hymne desjenigen *Fat Men's Club*, zu dem auch Munson gehörte: »I want to be a fat man / and with the fat men stand / a clambake in my stomach / a beer bottle in my hand.«⁵

Die *Fat Men's Clubs* sind unter anderem deshalb bemerkenswert, weil sie in einem Zeitraum agierten, in dem sich die Bedeutung von Körperfett deutlich änderte. Zwischen den 1880er und 1920er Jahren ist zu beobachten, wie *fatness*⁶ zunehmend problematisiert und von einem Zeichen von Wohlstand und Überfluss zu einem Zeichen von Immobilität und Krankheit wurde.⁷ Körpergeschichtliche Arbeiten zur US-amerikanischen *Progressive Era* haben den zeitgenössischen Fitness- und Schlankheitskult betont und gezeigt, wie dieser mit Idealvorstellungen einer effi-

4 »Proposes for Membership«, New England Fat Men's Club, um 1908, Reel 343, William H. Taft Papers, Manuscript Division, Library of Congress, Washington, DC (vgl. zu den Mitgliedsanforderungen auch einen der vielen Artikel über die Clubs, z. B. »Fat Men On A Frolic«, in: *New York Times*, 24. August 1877, 8; »Chat Of The Corridors«, in: *The National Tribune*, 14. Dezember 1893, 5; »Human Mastodons«, in: *The Evening Telegram*, 14. August 1879, 1). Frauen waren offiziell keine Clubmitglieder, die Ehefrauen der Fat Men waren aber auf den Treffen bisweilen präsent, wie es in den Artikeln am Rande bisweilen aufscheint (z. B. »The Glory of Adipose«; »Proud Of Their Obesity«, in: *New York Times*, 9. September 1887, 2; »Jolly Fat Men's Outing«, in: *Washington Times*, 10. Juli 1894, 2).

5 »Bewailing Lost Pounds«, in: *New York Times*, 18. September 1885, 5.

6 In Anlehnung an die kritische Aneignung von queer übernehme ich in diesem Artikel den Vorschlag der fat rights-Bewegung und benutze die Begriffe fat bzw. dick und fatness, statt etwa des pathologisierenden »adipös«. Dazu etwa Anna Mollow, *Sized Up*, in: *Bitch Magazine* 59 (Sommer 2013), online verfügbar unter: URL: <http://bitchmagazine.org/article/sized-up-fat-feminist-queer-disability> [letzter Zugriff 30.09.2014]; Leah Bretz/Nadine Lantusch, *Queer_Feminismus. Label und Lebensrealität*, Münster 2013, 41f.

7 Dazu grundlegend Hillel Schwartz, *Never Satisfied. A Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York u.a. 1986; Peter Stearns, *Fat History. Bodies and Beauty in the Modern West*, New York 2012 [1997]; Sander L. Gilman, *Fat. A Cultural History of Obesity*, Cambridge 2008; in jüngerer Zeit hervorragend: Katharina Vester, *Regime Change: Gender, Class, and the Invention of Dieting in Post-Bellum America*, in: *Journal of Social History* 44 (2010) 1, 39-70; Alan J. Bilton, *Nobody Loves a Fat Man: Fatty Arbuckle and Conspicuous Consumption in Nineteen Twenties America*, in: *Amerikastudien/American Studies* 57 (2012) 1, 51-66.

zienten Produktions-, Lebens- und Arbeitsweise verwoben war: Die biopolitische Ordnung zur Jahrhundertwende erforderte fähige, schlanke, effiziente und disziplinierte Körper.⁸ Dicke Körper schienen mit den Anforderungen des modernen Kapitalismus nicht mehr schrittzuhalten und trotz der zunehmenden Entwicklung einer Konsumgesellschaft wurden konsumistische Exzesse, die neuerdings mit *fatness* in Verbindung gebracht wurden, kritisch beäugt.⁹ Wie aber passen die *Fat Men's Clubs* mit ihrem Zelebrieren von Exzess und Körperfett in diese Szenerie? Wie unter anderem die Gründung und stolze Hymne des Clubs nahelegen, wurde *fatness* nicht nur verdammt, sondern auch mit positiven Werten verknüpft. Die Aktivitäten der Clubs – und ihre Darstellung in den Zeitungsberichten – verweisen auf ambivalente und umkämpfte Aushandlungen von Konsum, *fatness* und Befähigung um die Jahrhundertwende.¹⁰

Ich möchte im Folgenden diese Ambivalenz zum Anlass nehmen, um ausgehend von den *Fat Men's Clubs* noch einmal einen Schritt zurück zu gehen und die zeitgenössische Verknüpfung von Körperform und Körpergewicht, Fitness und Effizienz, Befähigung und Produktivität zu befragen. Denn ein genauere Blick auf Ernährungs- und Gesundheitsdiskurse in den Dekaden um 1900 zeigt, dass sich Effizienz- und Produktivitätsparadigmen nicht nur in Schlankkeitsidealen, sondern in sehr verschiedenen Konzepten von Körperfett materialisieren konnten. Anders gesagt: Die Frage, wessen Körperfett wann als ineffizient oder produktiv galt, wurde höchst unterschiedlich beantwortet. Als analytische Kategorie möchte ich in diesem Artikel den Begriff der Befähigung/*ability* nutzen, anhand dessen sich verschiedene, interdependente Konstruktionen und Zuweisungen von Fitness und Produktivität bündeln und mit der Analyse von Subjektivierungsprozessen zusammenbringen lassen. Es geht in diesem Aufsatz also um die diskursive Verknüpfung von *fatness*, Befähigung und Subjektstatus in den Vereinigten Staaten der *Progressive Era*.

8 Robert McRuer, *Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability*, New York/London 2006, 7f.; Patricia Vertinsky, ›Weighs and Means‹: Examining the Surveillance of Fat Bodies through Physical Education Practices in North America in the Late Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: *Journal of Sport History* 35 (2008) 3, 449-468; Jürgen Martschukat, ›The Necessity for Better Bodies to Perpetuate Our Institutions, Insure a Higher Development of the Individual, and Advance the Conditions of the Race.‹ *Physical Culture and the Formation of the Self in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century USA*, in: *Journal of Historical Sociology* 24 (2011) 4, 472-493; jüngst dazu Peter-Paul Bänziger, Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Skizze, in: *Body Politics* 1 (2013) 1, 11-40.

9 Schwartz, *Never Satisfied*, 85-89; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*.

10 Vgl. dazu Cookie Woolner, *American Excess. Cultural Representations of Lillian Russell in Turn-of-the-Century America*, in: Elena Levy-Navarro (Hg.), *Historicizing Fat in Anglo-American Culture*, Columbus 2010, 129-145.

Um die Jahrhundertwende waren die *Fat Men's Clubs* ein bekanntes Phänomen; darauf verweisen etwa Zeitungsartikel aus verschiedensten Regionen der USA, in denen auch in Bezug auf andere Kontexte auf die Clubs verwiesen wurde.¹¹ Deren Geschichte ist bisher aber nicht erforscht worden und zentrale Arbeiten zur Geschichte von Körperfett in den Vereinigten Staaten gehen nicht über einzelilige Erwähnungen der Existenz der Clubs hinaus.¹² Dies ist erstaunlich, da die *Fat Men*, wie ich zeigen werde, sehr sichtbar in gewichtige diskursive Aushandlungen intervenierten. Dieser Aufsatz basiert auf einer Auswahl aus Hunderten von zeitgenössischen Zeitungsartikeln, die sich sowohl in kleineren Lokalblättern als auch in größeren Zeitungen finden lassen.¹³ Dabei konzentriere ich mich in meiner Analyse auf die Artikel über einen *Fat Men's Club*, der sich jährlich in Connecticut traf (später *New England Fat Men's Club*) sowie über den *Jolly Fat Men's Club* aus Washington, D.C., weil beide Clubs zeitgenössisch am meisten Beachtung erhielten.¹⁴

Zwei Aspekte dominieren die Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* vor allem in den Dekaden vor 1900: das exzessive Essen und der Überfluss an Nahrungsmitteln bei den Banketten der Clubs sowie das vorherige und abschließende gemeinsame Wiegen und das Bestreben, weiter zuzunehmen.¹⁵ Ausgehend von diesen beiden Aspekten werde ich die *Fat Men's Clubs* im Folgenden in Bezug zu zeitgenössischen Debatten

- 11 Ohne auf einen konkreten Club zu verweisen, heißt es in solchen Texten etwa, jemand sei so dick geworden, dass er leicht Mitglied des Fat Men's Club werden könne (z. B. »In the Police Court«, in: *The Anaconda Standard*, 10. April 1890, 5; »Politicians Tackle The Pigskin«, in: *The Morning Times*, 4. Oktober 1896, 17; »Winter Fight Prospects Rosy«, in: *Los Angeles Herald*, 1. Oktober 1909, 12).
- 12 Schwartz, *Never Satisfied*, 88; Stearns, *Fat History*, 22; Vester, *Regime Change*, 45; jüngst Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 55. Ausführlicher über die Fat Men's Clubs berichten einzig zwei Artikel in Lifestyle-Zeitschriften, deren Quellengrundlage aber vollkommen unklar ist und sich auch auf Nachfrage nicht ausfindig machen ließ: Bill and Margaret Eastman, *The New England Fat Men's Club*, in: *Yankee* (September 1978), 100-103, 226-237; Polly Tafrate, *The New England Fat Men's Club*, in: *Upper Valley Life* (Juli/August 2008), 48f., online verfügbar unter: URL: www.uppervalleylife.com/pdf/fat.pdf [30.9.2014].
- 13 Zeitungsartikel eignen sich für mein Unterfangen besonders gut, weil sie zeitgenössische Narrative, etwa zu fatness und Konsum, bündeln und zuspitzen. Andere Quellenbestände, wie etwa Protokolle der Clubtreffen oder Ego-Dokumente der Clubmitglieder, konnten bisher leider nicht ausfindig gemacht werden
- 14 Außerdem ist davon auszugehen, dass die Fat Men's Clubs, die in den 1890er Jahren etwa in Kalifornien, an der ehemaligen frontier, gegründet wurde, noch einmal andere Funktionen einnahmen und in andere Auseinandersetzungen intervenierten, als es die Clubs an der Ostküste taten (vgl. z. B. »Railroad House Warming«, in: *Sacramento Daily Union*, 25. Dezember 1875, 4; »A Fat Men's Club«, in: *Los Angeles Herald*, 13. Dezember 1893, 10; »The Fat Man Club«, in: *The San Francisco Call*, 3. Juli 1896, 13).
- 15 Vgl. exemplarisch »The Glory of Adipose«; »Bewailing Lost Pounds«; »Fat Men At A Clambake«.

über a) die Legitimität von Konsum und b) die Bedeutung von Körperfett setzen – zwei freilich nicht ganz trennbare, bedeutende Terrains, auf denen über die Befähigung von Subjekten und die gesellschaftliche Ordnung gestritten wurde. Zunächst aber skizziere ich meine Forschungsperspektive und mein Verständnis der Kategorie Befähigung/*ability*.

1. Überlegungen zu einer *Fat History*

Über *Fat Men's Clubs* zu einem Zeitpunkt zu schreiben, zu dem vor allem in den Vereinigten Staaten »Adipositas« zu einem zentralen gesellschaftlichen Problem erklärt wird, bedeutet meines Erachtens gleichzeitig, sich zu diesen gegenwärtigen Debatten zu verhalten. Meine Fragen an die historischen Quellen sind geprägt von einem Unbehagen gegenüber aktuellen Diagnosen einer »obesity epidemic«, in denen die Malaise vor allem in nicht-weißen, armen Communities gefunden und damit Vorstellungen eines problematischen Bevölkerungskörpers reproduziert werden. Mich interessiert, auf welche Weise *fatness* genealogisch mit Gesundheit oder Krankheit, mit der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Selbstführung, mit Fitness, Produktivität oder Faulheit verbunden wurde; wo und wie es sichtbar oder zum Problem gemacht wurde oder nicht; und wo sich diesbezüglich Widersprüche, Ambivalenzen und Möglichkeiten zur Resignifikation zeigten. Ich möchte nun skizzieren, welche zentralen Anregungen aus der Körpergeschichte bzw. *Fat History*, den *Dis/ability Studies* sowie den Subjektivierungsanalysen meiner Forschung zugrunde liegen, bevor ich vor diesem Hintergrund eine erweiterte Analyse der Prozesse vorschlagen möchte, über die Menschen befähigt werden bzw. sich befähigen.

Die Dekaden um 1900 stellen einen besonders fruchtbaren Zeitraum dar, um Essen und Ernährung, Körperfett und Körpergewicht zu historisieren. Wie körpergeschichtliche Arbeiten schon seit einiger Zeit überzeugend zeigen, haben sich in diesem Zeitraum viele zentrale körperliche Normen herausgebildet – etwa in Bezug auf Geschlecht, »Rasse« und Sexualität – die für das 20. Jahrhundert prägend sein sollten.¹⁶ Über Körperfett zu forschen und dessen historisch variable Lesarten und Bedeutungen herauszuarbeiten, stellt dagegen noch eine vergleichsweise junge Perspektive in der Körpergeschichte dar. Dabei ist Hillel Schwartz' 1986

16 Cecilia Tichi, *Shifting Gears. Technology, Literature, Culture in Modernist America*. Chapel Hill/London 1987; Gail Bederman, *Manliness & Civilization: A Cultural History of Gender and Race in the United States, 1880-1917*. Chicago/London 1995; Vertinsky, *Weighs and Means*; Bänziger, *Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts*, 13.

erschienene Studie *Never Satisfied* nach wie vor als grundlegend zu betrachten.¹⁷ Darüber hinaus sind andere Arbeiten erschienen, die die Geschichte von *fatness* und »obesity« mehr oder weniger kritisch erzählen, etwa Peter Stearns *Fat History* von 1997 und Sander Gilmans *Fat. A Cultural History of Obesity* aus dem Jahre 2008. Während Gilman beschreibt, auf welche Weise sich ab 1900 die Vorstellung etablierte, dass »obesity« eine Krankheit sei, argumentiert Stearns, dass sich durch die Industrialisierung der Lebens- und Arbeitsstil der US-Amerikaner_innen geändert habe. Durch ihr schnelles Essen und einen zunehmend sitzenden Lifestyle seien diese überhaupt erst dick und Körperfett folglich erst zum Problem geworden.¹⁸ Das Problem mit Stearns Ansatz ist meines Erachtens, dass er historische und gegenwärtige Erklärungen – etwa, dass viel Essen dick macht und Dicksein automatisch ein Problem darstellt – zur unhinterfragten Grundlage seiner Analyse macht. Damit gerät ihm aus dem Blick, welche biopolitische Funktion diese Erklärungen zeitgenössisch hatten, wie Körperfett damit etwa Bedeutungen von Moderne, Klasse und Fortschritt annehmen und in diesem Kontext Aussagen über die Befähigung von Individuen und Gruppen getroffen werden konnten.

Die Rationalitäten solcher Regulationen von Körpern lassen sich aus der Perspektive der *Dis/ability History* historisieren. Diese nimmt Normen von Gesundheit und Krankheit, Produktivität und Unversehrtheit in den Blick und untersucht, wie diese sich historisch als Matrix einer »compulsory able-bodiedness« herausgebildet haben.¹⁹ Die spezifische Perspektive von *Dis/ability Studies* lässt sich etwa am Beispiel von »obesity« gut zeigen. Aus diesem Blickwinkel geht es nicht darum, *fatness* als Problem und/oder Krankheit zu betrachten, sondern »obesity« als eine Konstruktion von Abweichung im System der »compulsory able-bodiedness« zu analysieren, das um normative Vorstellungen von Gesundheit und Leistungsfähigkeit kreist.²⁰ Dicke Körper werden als in vielerlei Hin-

17 Schwartz, *Never Satisfied*.

18 Stearns, *Fat History*; Gilman, *Fat*.

19 McRuer, *Crip Theory*, insbes. 1-32; vgl: dazu etwa Paul K. Longmore/Lauri Umansky (Hg.), *The New Disability History. American Perspectives*, New York 2001; Anne Waldschmidt/Werner Schneider (Hg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung*, Bielefeld 2007; Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld 2010.

20 Vgl. Joyce L. Huff, *Access to the Sky: Fat Bodies and Airline Seats as Contested Spaces*, in: Sondra Solovay/Esther Rothblum (Hg.), *The Fat Studies Reader*, New York 2009, 176-86; Mollow, *Sized Up*. Es gibt in den *Fat Studies* US-amerikanischer Provenienz eine Kontroverse darüber, ob *fatness* aus der Perspektive der *Dis/ability Studies* beleuchtet werden kann. Dies hat mit Bewegungspolitiken zu tun. Auf der einen Seite zielen Anerkennungskämpfe darauf, alltägliche Diskriminierung unter anderem mit dem Heranziehen des *Americans With Disability Act* zu bekämpfen (dazu Huff, *Access*

sicht unfähig oder beeinträchtigt markiert. Eine kritische historische Analyse dieses Prozesses lässt die Kontingenz dieser Normen in den Blick geraten: So zeigen die wenigen historischen Arbeiten zur Geschichte von Körperfett, dass die scheinbar selbstevidente Verknüpfung von »Übergewicht« und Gesundheitsgefährdung ein verhältnismäßig junges Phänomen ist.²¹ Gleichwohl aber ein wirkmächtiges: Zusammengekommen machen die bisherigen Studien deutlich, dass Körperfett zur Jahrhundertwende zum bedeutenden biopolitischen Kulminationspunkt wurde und an der Schnittstelle von Individualdisziplinierung (etwa über Diäten und andere Ernährungs- und Fitnesspraktiken) und der Regulierung der Bevölkerung (etwa über Versicherungspolice, die Berechnung von Gesundheitsrisiken sowie die Aufstellung von Größe-/Gewicht-Tabellen) stand.²² Es ist also vielversprechend, sich diesen historischen Zeitraum genauer vorzunehmen und danach zu fragen, auf welche Weise etwa Normen der Leistungsfähigkeit und Gesundheit über Körperfett ausgehandelt wurden.

Im 19. Jahrhundert waren Körper, ihre Ernährung und Formbarkeit ins Zentrum des gesellschaftlichen Interesses gerückt. In diesem Prozess wurden ihr Erscheinungsbild und der Umgang mit ihnen zum bedeutenden Terrain von Subjektivierung, also, mit Michel Foucault, zum Terrain der »Art und Weise, wie das Individuum sein Verhältnis zur Regel einrichtet und sich für verpflichtet hält, sie ins Werk zu setzen«. ²³ In den Subjektivierungsstudien werden historische Akteur_innen nicht als *a priori* selbsterkennende Individuen begriffen, sondern als Menschen, die sich in ihrem historischen Handeln als Subjekte hervorbringen – und als solche hervorgebracht werden.²⁴ Dabei ist dies nicht als einmaliger, vo-

to the Sky, 184). Auf der anderen Seite kämpfen Aktivist_innen auch dafür, fatness von Vorstellungen von Krankheit zu entkoppeln und haben Bedenken bezüglich des Labels disability (dazu April Herndon, Disparate But Disabled: Fat Embodiment and Disability Studies, in: NWSA Journal 14 [2002] 3, 120-137, hier 125; s. auch McRuer, Crip Theory, insbes. Kapitel 5). Gleichwohl zielen Dis/ability Studies gerade darauf ab, normative Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit zu dekonstruieren, unter anderem deshalb habe ich mich für diese Perspektive entschieden.

21 Z. B. Schwartz, Never Satisfied; Gilman, Fat; Abigail C. Saguy, What's Wrong With Fat? Oxford/New York 2013.

22 Schwartz, Never Satisfied; Vertinsky, Weighs and Means; Vester, Regime Change; Bilton, Nobody Loves a Fat Man. Vgl. dazu auch Maren Möhring, Essen, in: Netzwerk Körper (Hg.), What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt/New York 2012, 47-56.

23 Michel Foucault, Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Bd. 2., Frankfurt a.M. 1986 [1984], 38.

24 Dazu grundsätzlich Michel Foucault, Subjekt und Macht [1982], in: ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits, Bd. 4, 1980-1988, Frankfurt a.M. 2005 [1994], 269-295. Konzise zu Subjektanalysen Andreas Reckwitz, Subjekt, Bielefeld 2008. Zu historischen Subjektanalysen konzeptionell Jürgen Martschukat, Eine kritische Geschichte der Ge-

luntaristischer Akt zu verstehen, sondern als permanenter Prozess der Unterwerfung unter Normen und der *damit verbundenen* Erlangung von Sichtbarkeit, Anerkennung und *agency*.²⁵ Aus historischer Perspektive geraten dann die Prozesse in den Blick, in denen Subjektstatus hergestellt oder verworfen wird. Foucaults Interesse galt insbesondere der Art und Weise, in der Individuen sich in liberalen Ordnungen entlang begehrter, hegemonialisierter Subjektpositionen als sich selbst führende Subjekte konturieren.²⁶ Gleichwohl sind gerade diese Hegemonien immer auch umkämpft und Subjektivierungsanalysen können verdeutlichen, welche konfligierenden Diskurse darum kämpfen, begehrte Fluchtpunkte von Subjektivierung zu bilden – wie sich an meiner Untersuchung von Körperfettdiskursen zeigen wird. Essen, Ernährung und Körperfett bieten sich in besonderem Maße als Analysefelder für Subjektivierung an, denn Essenspraktiken und damit verknüpfte Körper werden in besonderem Maße als Ausdruck des Selbst begriffen – und damit als scheinbar untrügliches Zeichen der Befähigung von Individuen, sich entlang den Anforderungen an »erfolgreiche« Subjekte zu verhalten. Damit werden diese Felder zum einen besonders streng gesellschaftlich reguliert, denn sie gefährden potentiell soziale Grenzziehungen; zum anderen bieten sie gleichzeitig ein Terrain, auf dem das Selbst sich konturiert.²⁷

An dieser Stelle möchte ich historische Subjektivierungsanalysen mit den *Dis/ability Studies* verknüpfen. Mit *Critical Ability Studies* schlage ich eine Brücke zwischen beiden und eine Forschungsperspektive vor, die nach der Rolle von Befähigung in historischen Subjektivierungsprozessen fragt. Welche *abilities* wurden Individuen und Gruppen entlang der Diskurse um Konsum, Körperfett, Ernährung, Produktivität und Fitness zugewiesen oder abgesprochen? Dabei ist *ability* hier eine äußerst weit gefasste Subjektivierungskategorie und umfasst über Konstruktionen der *able-bodiedness* hinaus ein breites Spektrum von Befähigungen, die Individuen zu- oder abgesprochen wurden, von diesen verkörpert oder zurückgewiesen werden konnten, zum Beispiel befähigt zu konsumieren, produktiv zu sein und auf gesellschaftliche Ressourcen zuzugreifen. Auch der Imperativ der Selbstführung und -optimierung wird als wichtiger Aspekt der Herstellung von Befähigung unter die Lupe genommen. An dieser Stelle ist noch einmal ganz besonders wichtig, dass dies nicht positivistisch zu verstehen ist, sondern als kritischer Ansatz, die jeweiligen

genwart, in: WerkstattGeschichte 61 (2012) 2, 15-27.

25 Judith Butler, *Giving an Account of Oneself*, New York 2005, 19.

26 Michel Foucault, *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*, Frankfurt a.M. 1999 [1997]; ders., *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt a.M. 2004.

27 Möhring, *Essen; Vester, Regime Change*.

Konstruktionen von Befähigung historisch zu dekonstruieren und deren Umkämpftheit zu zeigen. *Critical Ability Studies* können auf diese Weise in mehrfacher Hinsicht herausarbeiten, wie sich Befähigung historisch als Fluchtpunkt von Subjektivierung konstituierte. Zum einen kann die historische Kontingenz von *ability* herausgearbeitet und gezeigt werden, dass Befähigungen in unterschiedlichen historischen Zeiträumen und Orten auf spezifische Weise verstanden und materialisiert wurden. Zum zweiten lässt sich der interdependente Charakter von *ability* zeigen: Befähigung ist Teil eines Netzes von Differenzkategorien wie Status, Klasse, »Rasse« und Geschlecht, die selber auf unterschiedliche Weise Befähigung konstituieren. Zum dritten fungiert Befähigung aber auch als »Dach« dieser Relationen, als übergeordnetes Paradigma einer liberalen Gouvernamentalität, die auf der Selbstführung von Subjekten beruht.

Dies soll keine Aneignung der *Dis/ability Studies* sein, die von der Notwendigkeit ablenkt, Behinderung zu historisieren; deswegen wähle ich auch bewusst einen anderen Begriff. Die *Dis/ability Studies* haben den Blick geöffnet für die Paradigmen von Leistung und Produktivität, die Behinderung erst konstituieren. Dass in historischen Arbeiten die Perspektive bisher häufig auf die Konstruktion von Behinderung konzentriert blieb, ist meines Erachtens auch eine politische Notwendigkeit bei der akademischen Etablierung einer neuen, kritischen Disziplin.²⁸ Parallel dazu kann ein explizit breiteres Konzept von *ability* fruchtbar sein, um einen größeren, interdependenten Rahmen zu betrachten, in dem Befähigung historisch hergestellt oder verworfen wurde.

2. *Tales of Abundance*: Konsum und Produktivität

Der eingangs zitierte Artikel über das Bankett im September 1891 ist bei weitem nicht der einzige Bericht, in dem es ausführlich um den ausgiebigen Konsum der *Fat Men* ging. Vor allem in den letzten beiden Dekaden des 19., aber auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hoben die Zeitungen immer wieder hervor, dass auf den Banketten der Clubs Essen in rauen Mengen verzehrt worden war. Von 60 Scheffeln vertilgter Muscheln berichtete etwa die *New York Times* 1884, dazu »wagon loads of [...] spring chickens, boatloads of [...] lobsters, and crates of green corn and vegetables«. 1896 hieß es im Bericht über das jährliche MuschelesSEN, die *Fat Men* hätten ganze zwei Stunden lang gegessen und danach noch nach mehr verlangt. Und der *Boston Daily Globe* wusste 1907 zu berichten, dass ein Clubmitglied »four plates of chowder, several lobsters

28 S. z. B. Longmore/Umansky, *The New Disability History*. Waldschmidt/Schneider, *Disability Studies*; Bösl/Klein/Waldschmidt, *Disability History*.

and many other things« vertilgt habe.²⁹ Obschon die Mengen des vertilgten Essens, die die Zeitungsartikel auflisteten, über die Jahre etwas geringer wurden, dominierte der schiere Überfluss auf den Banketten der *Fat Men* die Berichterstattung immer wieder.³⁰ Auf diese Weise wurde in der Berichterstattung aufgeführt, was zeitgenössisch zunehmend als *conspicuous consumption* betitelt und heftig kritisiert wurde. Mit diesem Begriff belegte der Ökonom Thorstein Veblen 1899 ein Konsumverhalten, das als Statusdemonstration galt.³¹ Veblen intervenierte mit seiner Kritik in eine anhaltende Debatte über die Bedeutung und Legitimität von Konsum in einer entstehenden Konsumgesellschaft, vor deren Hintergrund auch die Bankette der *Fat Men's Clubs* gelesen werden können.³²

Unbeschränkter Konsum geriet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Konflikt mit viktorianischen Idealen von Sparsamkeit und Selbstkontrolle.³³ Einerseits feierte man eine als spezifisch US-amerikanisch verstandene *abundance* von Nahrungsmitteln und anderen Gütern als Zeichen für Wohlstand und die Überwindung des Hungers in der Neuen Welt. Dabei dürfte gerade das Moment der Klassendistinktion die Attraktivität des Ideals der *abundance* ausgemacht haben, denn gleichzeitig gab es freilich breite Schichten an Menschen, die sich keineswegs auch nur annähernd solche Speisen leisten konnten. Andererseits wurde ein als exzessiv begriffener Konsum zunehmend kritisch beäugt und selbst Ökonomen, die eine Steigerung von Produktion und Konsum prinzipiell begrüßten, forderten danach, Maß walten zu lassen.³⁴ Das Problem an *conspicuous consumption*, so befand Veblen, war, dass es »unproduktiver« Konsum sei, »Verschwendung« gar, weil er nicht unmittelbar zur Verbesserung der menschlichen Existenz beitrüge.³⁵

29 »The Glory of Adipose«; »Clams Eaten By Fat Men«; »Fat Men At Annual Feed«, in: Boston Daily Globe, 6. September 1907, 11; dazu auch »Jolly Porpoises At Play«.

30 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«; »Fat Men And Clams«, in: New York Times, 15. August 1879, 8; »Bewailing Lost Pounds«; »Fat Men At A Clambake«; »Fat Men's Club Welcomes 535-Pounder«, in: Boston Daily Globe, 18. März 1911, 9.

31 Thorstein Veblen, *The Theory of the Leisure Class*, New York u. a. 1953 [1899], 60ff.

32 Stearns, *Fat History*, 58-62. Dazu T. J. Jackson Lears, *Fables of Abundance. A Cultural History of Advertising in America*, New York 1994, insbes. Kap. 4.

33 R. Marie Griffith, *Apostles of Abstinence: Fasting and Masculinity During the Progressive Era*, in: *American Quarterly* 52 (2000) 4, 599-638, hier 625; Gary Cross, *Research on the History of Consumption in the United States: An Overview*, in: Hartmut Berghoff/Uwe Spiekermann (Hg.), *Decoding Modern Consumer Societies*, New York 2012, 37-49, hier 39.

34 Daniel Horowitz, *Consumption and Its Discontents: Simon N. Patten, Thorstein Veblen, and George Gunton*, in: *Journal of American History* 67 (1980) 2, 301-317; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*.

35 Veblen, *Theory of the Leisure Class*, 61, 78f.

Aufforderungen wie diese, Kontrolle und Zurückhaltung beim Konsum auszuüben und Exzesse sowie Verschwendung jeglicher Art zu vermeiden, waren eng mit der zeitgenössischen kapitalistischen Produktions- und Arbeitsethik verbunden. Die USA der *Progressive Era* waren geprägt von den Bestrebungen, nicht nur industrielle Prozesse, sondern auch das gesellschaftliche Leben und individuelle wie kollektive Körper durch kleinteilige, zentral gesteuerte Abläufe effizienter zu machen.³⁶ In diesem Kontext entstand etwa die Hauswirtschaftslehre als Reformbewegung, die Ernährung und die häuslichen Abläufe als Objekt von *social engineering* entdeckt hatte und damit Haushalte und Körper zu optimieren suchte.³⁷

In enger Verschränkung von medizinischen, ernährungsphysiologischen und ökonomischen Expertisen geriet die vormals eher gepriesene *abundance* nun zunehmend in Verruf und schien der Befähigung von Körpern zur Teilnahme am Kapitalismus im Wege zu stehen.³⁸ »Nothing too much'«, mahnte die Hauswirtschaftsexpertin Ellen Richards 1908, »applies as well to food and eating as it does to a great many other things [...] in life.« Um »effizient« zu sein, also »wanted in the world of active industry«, wie Richards präzisierte, musste besonders auf die Auswahl und Menge der Nahrungsmittel geachtet werden.³⁹ Weil das gefürchtete »overeating« vermieden und der Körper so effizient wie möglich versorgt werden sollte, versuchten Expert_innen wie etwa der Chemiker Russell Chittenden, herauszufinden, wie viel ein Mensch mindestens essen musste, um ein »Höchstmaß an Effizienz« aufrechtzuerhalten.⁴⁰ In diesem Kontext differenzierte man Essen hinsichtlich des Nährwertes für Menschen und die Unterscheidung von »gutem« und »schlechtem« Essen erhielt eine ernährungsphysiologische Grundlage.⁴¹ In dem Maße, in dem die Möglichkeit aufgezeigt wurde, von geringen Mengen an Nahrung zu leben, erwartete man dies – freilich im Namen der Effizienz – vor allem von denjenigen, die nur über begrenzte finanzielle Mittel verfügten. Arbeiter_innen wurden aufgefordert, nicht zu üppig oder extravagant zu

36 Griffith, *Apostles of Abstinence*; Martschukat, *Physical Culture and the Formation of the Self*, 475; Schwartz, *Never Satisfied*, 80f.

37 Laura Shapiro, *Perfection Salad. Women and Cooking at the Turn of the Century*, New York 1986.

38 Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 54.

39 Ellen H. Richards, *The Efficient Worker*, Boston 1908, 12, 1.

40 Zit. nach Schwartz, *Never Satisfied*, 131. Vgl. dazu auch Harvey A. Levenstein, *Revolution at the Table. The Transformation of the American Diet*, Berkeley/Los Angeles 2003 [1988], 88-89.

41 Schwartz, *Never Satisfied*, 98-102; Levenstein, *Revolution at the Table*, 46.

essen und etwa nur das günstige Fleisch zu kaufen, das von seinem Nährstoffgehalt ausreiche, um satt zu werden.⁴²

In den Zeitungsartikeln über die Bankette der *Fat Men* ist dagegen an keiner Stelle die Rede von Nährwerten. Hier deutet sich bereits an, dass der gesellschaftliche Status der Essenden eine große Rolle in der Frage spielte, ob ihr Konsumverhalten als legitim eingestuft wurde.

The Cost of Food: Ernährungsökonomien

1902 beschäftigte sich der New Yorker Arzt W. R. C. Latson in der *Los Angeles Times* mit dem »durchschnittlichen Abendessen eines durchschnittlichen Arbeiters«. Dies bestehe unter anderem aus Corned Beef, gekochtem Kohl, gekochten Kartoffeln, Weißbrot und Tee. Obschon das bereits ein verhältnismäßig »gutes« Essen sei, fehle es an Substanzen, die wirklichen Nährwert für Körper und Geist hätten: Das Corned Beef sei zu stark behandelt; Kohl und Kartoffeln seien beim Kochen ihrer Nahrhaftigkeit beraubt worden und das Brot bestünde aus Weißmehl, das ebenfalls keinen Nährwert mehr besäße. Kurzum: »[T]he man who spends his hard-earned dollars for such food is making a fatal mistake. He needs food, but what he gets is not really food.« Ein »gutes« Essen dagegen zeichnete sich für Latson dadurch aus, dass es fleischarm war und zu großen Teilen aus unverarbeitetem Gemüse und Nüssen sowie gegebenenfalls Milch und Eiern bestand. Der zeitgenössischen Skepsis gegenüber einer vegetarischen Rohkostdiät – auf die unten noch einzugehen sein wird – hielt Latson entgegen, dass eine solche Ernährung wesentlich ökonomischer sei: Ein gutes Essen könnte für ein Drittel der Kosten aufgetischt werden, die das oben beschriebene erforderte, und verlangte zudem nur ein Zehntel der Zeit und Arbeit – dies sei die wahre »economy of the individual«.⁴³

Der Verweis auf die ökonomische Effizienz rechter Ernährung tat mehr, als nur den Zeitgeist zu bedienen. Die Ausführungen Latsons machen deutlich, wie Fragen der Produktivität und Befähigung von Körpern in das Zentrum des Ernährungsdiskurses rückten. Expert_innen waren der Überzeugung, über eine effiziente Ernährungsökonomie ließe sich das Problem der Armut und des Fortschritts nicht nur auf individueller, sondern auch auf bevölkerungspolitischer Ebene lösen.⁴⁴ Die zeitgenössischen Ernährungsempfehlungen waren eng mit eugenischen und

42 Schwartz, *Never Satisfied*, 86; Levenstein, *Revolution at the Table*, 47f.

43 W. R. C. Latson, *The Times' Answers By Experts. On Dietary Reform*, in: *Los Angeles Times*, 23. Dezember 1902, A4.

44 Ebd.; vgl. Schwartz, *Never Satisfied*, 132; Vertinsky, *Weighs and Means*, 457.

klassistischen Diskursen verknüpft, wie etwa Richards 1901 erschiene-
nes Buch illustriert, das den vielsagenden Titel *The Cost of Food* trug.⁴⁵
Wer ungeeignete Nahrung oder in falschen Mengen aß, der gefährdete
laut Richards nicht nur den effizienten Ablauf der »menschlichen Ma-
schine«, sondern riskiere körperliche und mentale Gesundheit, Frucht-
barkeit und damit auch die Zukunft der »Rasse«.⁴⁶ Wie Chittenden
konstatierte sie überdies, dass richtige Ernährung ein wichtiger Schlüs-
sel für die größtmögliche Leistungsfähigkeit von Menschen war: »Over-
work is almost impossible to the well-nourished person.«⁴⁷ Richards
Versprechen zeigt noch einmal, wie eng Ernährungsdiskurse mit zeitge-
nössischer Arbeitsethik und Geschlechtervorstellungen verschränkt wa-
ren. Während ein besonders hart arbeitender Mann auch schwer ver-
dauliches Essen vertrüge, explizierte Richards einige Jahre später, müs-
ten vor allem die Frauen in den Fabriken sehr darauf achten, sich adä-
quat zu ernähren, um arbeitsfähig zu werden und zu bleiben.⁴⁸

Mit der Aufforderung, genau so viel zu essen, wie der Körper zur Auf-
rechterhaltung seiner Leistungsfähigkeit brauchte, ging die Vorstellung
einher, dass als unproduktiv betrachtete Körper weniger Recht auf eine
üppige Ernährung hätten als arbeitende. Dies waren Argumente, die im
Zentrum der Konstruktion von »undeserving poor« stehen konnten, also
der Annahme, dass Menschen selbst an ihrer Notlage schuld seien und
daher keine Hilfen verdienten.⁴⁹ Beispielsweise beschwerte sich 1906
ein Artikel in der *Washington Post* zwar zunächst über die »Exzesse« der
New Yorker High Society, musste dann aber betonen, dass viele der Rei-
chen Wohltätigkeitsprojekte leiten und den »Armen und Hungrigen«
immens helfen würden.⁵⁰ Und da gäbe es schließlich viel zu tun, denn in
New York, so der Autor Junius Fowlkes, entwickle sich eine Klasse »pro-
fessioneller Nichtstuer«: »[T]hey never have a coin in their pockets, but
they feed, lodge, and clothe better than thousands of their industrious
neighbors. They are [...] useless, negative,« beklagte sich Fowlkes. Diese
Menschen bekämen ein Bett, Kaffee und Brot in städtischen Herbergen,
eine kostenlose Rasur in den Friseurschulen und ihr Mittagessen in der

45 Ellen H. Richards, *The Cost of Food. A Study in Dietaries*, New York 1901.

46 Richards, *Cost of Food*, 101, 107, 85. Zum Verständnis des Körpers als Maschine in den
USA der Progressive Era, vgl. Tichi, *Shifting Gears*.

47 Richards, *Cost of Food*, 85.

48 Ellen H. Richards, *Euthenics. The Science of Controllable Environment. A Plea for Bet-
ter Living Conditions as a First Step Toward Higher Human Efficiency*, Boston 1910, 24.
Online verfügbar unter: <http://archive.org/details/euthenicsscien00rich> [letzter
Zugriff am 30.09.2014].

49 Vgl. Levenstein, *Revolution at the Table*, 45.

50 Junius W. Fowlkes, *New York City's Poor*, in: *The Washington Post*, 16. Dezember 1906,
E15.

Suppenküche; für sie gäbe es Zigarrenstummel auf den Bürgersteigen sowie weggeworfene Zeitungen in den öffentlichen Parks der Stadt. Ihnen gehe es besser als den Angehörigen der unteren arbeitenden Schichten; für sie täte die Community am meisten, würde aber am wenigsten bekommen.⁵¹ Für Fowlkes war klar, dass derart »nutzlose« Individuen auch kein Recht auf eine gute Essensversorgung hatten.

Dass Individuen nichts tun würden, dennoch aber ausreichend oder sogar reichlich zu essen hatten, war eine Beschwerde, die in Bezug auf die *Fat Men* zeitgenössisch nicht geäußert wurde. Der Konsum riesiger Mengen an Nahrungsmitteln bei den Banketten der *Fat Men's Clubs* wurde in der Berichterstattung der Zeitungen zwar häufig als skurril und auch als grotesk beschrieben, in seiner Legitimität aber kaum in Frage gestellt. Wenn Produktivität und Effizienz zeitgenössisch mit einer derart großen Bedeutung belegt wurden, wie konnten die Gelage der *Fat Men* dann in einem verhältnismäßig positiven Lichte dargestellt werden?

»They want so much, those fat men«: *Essen und Erfolg*

Conspicuous consumption wurde nicht von allen kritisch betrachtet, sondern konnte auch in expliziten Zusammenhang mit der Befähigung von Menschen zu evolutionärem Fortschritt gesetzt werden. Der britische Arzt Sir James Crichton-Browne etwa, dessen Rede vor dem *Royal Institute of Public Health* 1908 in der *New York Times* abgedruckt wurde, war ein flammender Verteidiger von unbeschränktem Konsum. In so wichtigen Fragen wie der Ernährung, argumentierte Crichton-Browne mit explizitem Bezug auf Chittenden, dürfe man sich nicht an vorübergehenden Ernährungstrends orientieren. Wie bei den Tieren hätten sich die Ernährungsgewohnheiten der Menschen über einen langen Zeitraum und unter dem Einfluss von Naturgesetzen herausgebildet und seien daher selbst als »Tatsachen der Naturgeschichte« zu begreifen. Wer nun die Gelage der *Fat Men* evolutionsbiologisch legitimiert sah, konnte sich bestätigt fühlen: »It is obvious that [...] the practices of the more successful races and the more affluent classes of a nation are more likely to yield good dietetic models than the practices of the backward races and poorer classes,« fand Crichton-Browne. Erstere Gruppen hätten eine größere Auswahl an Nahrungsmitteln gehabt und ihr Erfolg im Überlebenskampf sei der beste Beweis für die »Zukunftsfähigkeit« (*sustainability*) ihrer Ernährungsweise.⁵² Crichton-Brownes Ausführungen trieben

51 Die aufwendige Organisation des täglichen Lebens war für den Autor offensichtlich keine Arbeit (Fowlkes, *New York City's Poor*).

52 Sir James Crichton-Brown [sic], *Parsimony in Nutrition*, in: *New York Times*, 23. August

die Frage nach legitimem Konsum auf die Spitze und sind ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass und auf welche Weise über Essen und Ernährung Kämpfe um eine weiße, männliche und bürgerliche Vorherrschaft ausgefochten wurden.⁵³ Als »erfolgreiche Rassen« begriff er die »britische« bzw. »westeuropäische Rassen mit ihren Abkömmlingen in unterschiedlichen Teilen der Welt«. Auch Crichton-Browne konnte sich dem Zeitgeist der Effizienz nicht entziehen: Für ihn war die Orientierung an den Ernährungsweisen der »erfolgreichen Rassen und Klassen« ein höchst ökonomisches Verhalten. Interessanterweise war für den Arzt aber gerade der exzessive Konsum ein Qualitätsmerkmal: »All the successful races have habitually consumed proteid far in excess of the Chittenden standard,« konstatierte Crichton-Browne und meinte mit »Proteiden« hauptsächlich Fleisch.⁵⁴ Fleischkonsum, vor allem in größeren Mengen, galt zeitgenössisch als Privileg von Männern oberer Schichten – und eben jene waren von dem Arzt mit dem Verweis auf die »erfolgreichen Klassen« gemeint. Auf diese Weise erhob Crichton-Browne eine Kausalität zwischen ausgiebigem Fleischkonsum und evolutionärem Erfolg zum »biologischen Gesetz«.⁵⁵ Indem die Überlebensfähigkeit und der Zivilisationsfortschritt von Körpern eng an die Aufnahme bestimmter (Mengen von) Nahrungsmittel(n) geknüpft und dies als Naturgesetz begriffen wurde, erschien die vermeintliche Folgerichtigkeit weißer, bürgerlicher Dominanz noch »natürlicher«. Zur Hochzeit des Sozialdarwinismus bedeutete Befähigung in diesem Fall, dass die unbeschränkt konsumierenden *Fat Men* als Verkörperung des *survival of the fittest* gelten konnten.

Mit ihren demonstrativ zur Schau gestellten Exzessen intervenierten die *Fat Men* in eine zeitgenössisch höchst virulente Auseinandersetzung über die Legitimität von *conspicuous consumption*, über gesellschaftlichen Fortschritt und fähige Subjekte. Wie Crichton-Brownes Einsätze zeigen, waren Effizienz und Zurückhaltung nicht das einzige Ideal, das die US-amerikanische Gesellschaft zur Jahrhundertwende durchzog. Ein integraler Bestandteil des entstehenden Konsumkapitalismus war schließlich der Konsum. »They want so much – those fat men,« schrieb die *New York Times* 1887; die *Fat Men's Clubs* symbolisierten Erfolgstreben und die Eskapaden, die in diesem Zusammenhang aber nicht nur ohne strenge gesellschaftliche Sanktionierungen möglich, sondern sogar

1908, SM8.

53 Dazu Griffith, *Apostles of Abstinence*; Joyce L. Huff, A »Horror of Corpulence«. Interrogating Bantingism and Mid-Nineteenth-Century Fat Phobia, in: Jana Evans Braziel/Kathleen LeBesco (Hg.), *Bodies out of Bounds. Fatness and Transgression*, Berkeley 2001, 39-59; Vester, *Regime Change*.

54 Crichton-Brown, *Parsimony in Nutrition*.

55 Ebd.

zum Zeichen des Erfolges wurden. Die Zeitungsartikel beschrieben die *Fat Men* als dicke Gentlemen und kreisten immer wieder um den Wohlstand und die Respektabilität der Mitglieder. Ob es um die Insignien des Clubvorstandes ging – einen »riesigen hölzernen Gehstock mit einer goldenen Plakette«, auf der die Namen aller Clubpräsidenten eingraviert waren – oder um die »hoch geehrten« Speisen, die auf den jährlichen *Clambakes* gereicht wurden – der Club stellte sich als Vereinigung weißer, wohlhabender und angesehener Traditionalisten dar.⁵⁶ Zu seinen Mitgliedern zählten hauptsächlich Geschäftsmänner, Juristen und Politiker – darunter auch prominente, wie etwa der ehemalige demokratische Präsidentschaftskandidat William Jennings Bryan.⁵⁷ In einem Aufnahmeformular, das 1908 an den US-Präsidenten William Howard Taft versandt wurde (der aber wohl nie antwortete), hieß es, Mitglied werden könnte derjenige, der über 200 Pfund wog sowie ein »weißer Mann, ehrbar [und] gesellig« war.⁵⁸

Diese Mitgliedsanforderungen verweisen darauf, worum es auch – oder eigentlich – ging: Um gesellschaftlichen Status. Weißsein und »Geselligkeit« waren nämlich zeitgenössisch nicht nur eng mit *fatness*, sondern auch mit Wohlstand verknüpft und konnten so als Zeichen für ökonomischen Erfolg verstanden werden.⁵⁹ Große Muschelessen im Freien gehörten in den Ostküstenstaaten nach dem Bürgerkrieg zudem zu einer beliebten Beschäftigung von Geschäftsmännern – mit hoher Symbolkraft: In dieser Zeit etablierte sich der Mythos, dass *Clambakes* eine traditionelle Essensgewohnheit der europäischen Siedler gewesen waren. Als Outdoor-Aktivität und durch die Verknüpfung mit den Kolonisten konnten *Clambakes* im späten 19. Jahrhundert als Ausagieren einer begehrten

56 »Fat Men At A Clambake«; »Men of Weight At A Clambake«, in: New York Times, 31. August 1894, 3.

57 »Fat Men At A Clambake«; »Clams Eaten By Fat Men«; »Mr. Bryan Grows Fat«, in: The Washington Post, 27. April 1907, 6.

58 »Proposes for Membership«.

59 In Bezug auf das Aufnahmekriterium whiteness lässt sich einiges spekulieren. Wenn *fatness* zeitgenössisch mit Wohlstand verknüpft und damit in den Vereinigten Staaten weiß konnotiert war, ließe sich argumentieren, dass dieser Zusatz im Aufnahmeformular nicht unbedingt notwendig war. Andererseits galt das Aufnahmekriterium von 200 Pfund Körpergewicht unabhängig vom Körperumfang, wie in einem Artikel von 1894 betont wurde, s. »Jolly Fat Men's Outing«. Es konnten also theoretisch auch besonders große und muskulöse Männer Mitglied werden – und als solche galten insbesondere auch African Americans. Vor dem Hintergrund, dass Weiße in den USA gerade um 1900 herum äußerst obsessiv damit beschäftigt waren, rassistische Grenzziehungen zu stabilisieren, konnte der Zusatz notwendig erscheinen, vgl. F. James Davis, *Who Is Black? One Nation's Definition*, University Park 1991; Jürgen Martschukat. »His chief sin is being a Negro. Next he whipped a white man. Next he married a white woman«: Sport, Rassismus und die (In)Stabilität von Grenzziehungen in den USA um 1900, in: *Historische Anthropologie* 15 (2007) 2, 259-280.

robusten Männlichkeit inszeniert werden.⁶⁰ Vor der Jahrhundertwende waren diese Muschelessen zudem eher Veranstaltungen der wohlhabenden Schichten. Dies hatte alleine schon damit zu tun, dass sie an Werktagen stattfanden – die *Clambakes* der *Fat Men* etwa in der Regel donnerstags – und Arbeiter_innen daher nicht daran teilnehmen konnten.⁶¹

Fat Men's Clubs standen aber noch auf andere Weise für ökonomischen Erfolg. Schon die Gründung des ersten Clubs im Jahre 1867 hatte sich aus dem Vorhaben entwickelt, einem Freund geschäftlich zu helfen. Weil dessen Betrieb, ein Hotel in South Norwalk, finanziell nicht erfolgreich war, veranstalteten seine Freunde dort ein »Fat Men's Picnic«, bewarben das Hotel auf diese Weise und gründeten gleichzeitig ihren Club.⁶² Solche Clubs und Vereine erfüllten in den USA der *Progressive Era* ohnehin eine wichtige Funktion als Netzwerke sozialen Aufstiegs.⁶³ Im Falle des *Fat Men's Clubs* konnte alleine die Mitgliedschaft als Zeichen für einen hohen gesellschaftlichen Status oder zumindest als Versprechen einer *upward mobility* gelesen werden. Dies zeigt die Art und Weise, in der die Geschichte eines Charles H. Johnson aus Brockton, Massachusetts, 1911 in der Zeitung *Pittsburgh Press* erzählt wurde. Der 52jährige Arbeiter berichtet dort, dass er zwei Jahre zuvor seinen Job in einer Messingfabrik aufgeben musste, weil er sein Gewicht nicht mehr tragen konnte. Seine Frau sei seitdem für das Einkommen verantwortlich gewesen, das aber zum Leben kaum gereicht habe. Laut Johnson war die Situation höchst »düster« – bis jüngst etwas Bemerkenswertes geschehen war: Durch einen Zeitungsartikel seien »einige prominente Geschäftsmänner«, auf ihn aufmerksam geworden und hätten ihm eine Mitgliedschaft angeboten, weil er mit 538 Pfund der schwerste von allen sei. Nun plane er, zum nächsten Jahrestreffen des Clubs zu gehen und seine Frau und er würden endlich »Land sehen«.⁶⁴ Genaueres erfährt man im Artikel nicht – ob

60 Kathy Neustadt, *Clambake: A History and Celebration of an American Tradition*, Amherst 1992, 41; konzise dazu Esther Della Reese, *Clambake*, in: Andrew F. Smith (Hg.), *The Oxford Companion to American Food and Drink*, Oxford/New York 2007, 132. In einem Zeitungsartikel wird das Muschelessen dagegen als »indian clam roast« bezeichnet, s. »Fat Men On A Frolic«; hier zeigt sich, dass *Clambakes* auch Teil einer rassistischen Verklärung von Native Americans waren, die ebenfalls eine Rolle in der zeitgenössischen Konstruktion rechter Männlichkeit spielte, s. dazu Jürgen Martschukat, *Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*, Frankfurt/New York 2013, inbes. Kapitel 8.

61 Neustadt, *Clambake*, 62.

62 »War Among the Fat Men«, in: *New York Times*, 26. August 1883, 1.

63 Gerald Gamm/Robert D. Putnam, *The Growth of Voluntary Associations in America, 1840–1940*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 29 (1999) 4, 511–557. Für den Hinweis auf diesen Text danke ich Torsten Kathke.

64 »What It Means To Be The Champion Fat Man«, in: *The Pittsburgh Press*, 5. April 1911, 13.

Johnson etwa hoffte, durch den Club Arbeit, finanzielle Unterstützung oder andere Hilfen zu bekommen. Allein die Perspektive auf die Clubmitgliedschaft reicht ihm, um einen Ausweg aus seiner finanziellen Malaise – und möglicherweise das Überschreiten von Klassengrenzen – zu erwarten. In diesem Kontext bedeutet *fatness* für den Arbeiter Johnson auch nicht mehr Unbeweglichkeit, sondern eher das Gegenteil: die potentielle Befähigung zu sozialer Mobilität.

»Twenty Tons of Fat Men Eating«: *Karnevaleske Szenen*

Als Verkörperung von ökonomischem Erfolg wurden der *Fat Men's Club* und dessen Bankette in den Zeitungen allerdings höchst ambivalent dargestellt. Gerade in Bezug auf die Essensszenen zeigen sich zeitgenössische Kritiken an Exzess und scheinbar zügellosem Appetit. Die Artikel rufen nicht selten den Eindruck ›barbarischer‹ Gelage hervor und inszenieren die Clubmitglieder weniger als Gentlemen und mehr als verworfen-begehrte ›Wilde‹.⁶⁵ So wird etwa plastisch geschildert, wie nach dem Essen der Boden mehrere Zentimeter hoch von Muschel-, Hummer- und Krebschalen bedeckt war.⁶⁶ Und wenn die *New York Times* über die mechanisch und schnell kauenden Kiefer der *Fat Men* schreibt, mit deren Rhythmus kaum die anwesende Musikkapelle mithalten konnte, fiel es vermutlich nicht schwer, dies allegorisch für den Hunger und die Gefräßigkeit des Marktes zu lesen.⁶⁷ Schon 1878 untertitelte die Zeitung einen Text über ein Bankett des Clubs mit »Twenty Tons of Fat Men Eating Their Way Into Connecticut«. Der Artikel spielt – wie viele andere – mit der Darstellung eines großen Gelages und hungriger Clubmitglieder, geht aber in seiner Verwerfung der Exzesse weiter. Der Ton des Textes kippt von der üblichen wohlwollend-amüsierten Darstellung der Clubtreffen in eine Beschreibung grotesker Szenen:

»A veil, [...], a thick, heavy veil [...] shall be drawn over the scene of the carnival. It would merely satisfy the morbid and unhealthy appetite of the public to describe how the thousand pounds of blue and black fish melted away; how the thousand lobsters were torn limb from limb; [...] how each man ate a chicken or two more than his neighbor, and grew purple in the face, and gasped for breath, and could not get up without assistance [...].«⁶⁸

65 Zur zeitgenössischen Bedeutung der Figur des »Wilden« für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit vgl. Bederman, *Manliness & Civilization*, 1995.

66 »Fat Men At A Clambake«.

67 »Proud Of Their Obesity«. Vgl. Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 53.

68 »Jolly Porpoises At Play«.

Dieses seltene Beispiel für eine deutliche Kritik der Clubbankette ist bemerkenswert. Indem der Text nach einem Vorhang ruft, der sich vor die Szenerie legen soll, sie freilich aber trotzdem genüsslich beschreibt, breitet er ein karnevalisches Panorama vor den Lesenden aus, das die Befähigung der *Fat Men* invertiert.⁶⁹ Nicht gesellschaftlicher Status, ökonomischer Erfolg und »rassischer« Fortschritt stehen hier im Vordergrund. Stattdessen werden die *Fat Men* vorgeführt und es geht explizit um eine Fähigkeit, die sie laut dem Artikel nicht (mehr) hatten: Aufstehen.

Dabei ist bezeichnend, dass der hier diskutierte Artikel mit »Jolly Porpoises At Play« betitelt ist – eine Überschrift, die in scharfem Kontrast zu der Beschreibung der Essensszene steht. Das Bedrohungspotential der begierigen Körper wird in Zeitungsartikeln über die *Fat Men's Clubs* immer wieder eingeeht, indem die Clubmitglieder als überaus »jolly« und sowohl freiwillig als auch unfreiwillig komisch dargestellt werden. So wird zu Beginn dieses Artikels die Schiffsanreise der *Fat Men* als Slapstick beschrieben, bei dem sich das Schiff je nach Bewegung der Passagiere auf die eine oder andere Seite neigte, und an anderer Stelle ist etwa von »gay boys« mit »jolly faces« die Rede.⁷⁰ »Fat was funny as long as it remained wrapped around a cherub. And from this followed that the fat man was a jolly figure of fun as long as he remained childlike,« hat Alan Bilton jüngst über Fett-Diskurse in den 1920er Jahren geschrieben – und auch in Bezug auf die *Fat Men's Club* lässt sich dies behaupten.⁷¹ Mit Artikelüberschriften wie »Fat Men on a Frolic« und Beschreibungen von »kittenish [...] pranks« konnte die invasive Bedrohung der Körper zum Objekt eines »kathartischen Lachens« werden.⁷² Die Porträtierung der *Fat Men* als fröhliche Kinder schrieb sich zudem in Konstruktionen von Körperfett als unmännlich und soft, als feminin ein und fütterte damit zeitgenössische Sorgen vor einer Verweichlichung weißer Männlichkeit, auf die später noch einzugehen sein wird.⁷³

Auf diese Weise wurde die geschlechtliche, »rassische« und ökonomische Dominanz der Clubmitglieder in den Darstellungen der *Fat Men's Clubs* gleichzeitig aufgeführt und instabil. Die hier deutlich werdende

69 Zu Karneval als symbolischem Ort der Umkehr von Macht vgl. Peter Stallybrass/Allon White, *The Politics and Poetics of Transgression*, Ithaca 1986.

70 »Jolly Porpoises At Play«; »Human Mastodons«.

71 Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 60.

72 »Fat Men On A Frolic«; Stallybrass/White, *The Politics and Poetics of Transgression*, 171.

73 Ausführlicher zur Verknüpfung von Körperfett und Männlichkeitskrise Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*. Zu einer dekonstruktivistischen Lesart von Krisendiagnosen: Felix Krämer/Nina Mackert, Wenn Subjekte die Krise bekommen. Hegemonie, Performanz und Wandel am Beispiel einer Geschichte moderner Männlichkeit, in: Achim Landwehr (Hg.), *Diskursiver Wandel*, Wiesbaden 2010, 265-279.

Kritik speiste sich ein in die zunehmende Ablehnung von Körperfett, die im nächsten Abschnitt im Vordergrund steht.

3. *Fatness, Fitness und Fuel Power*

Einer der wichtigsten Programmpunkte auf den Banketten der *Fat Men's Clubs*, so beschreiben es viele Zeitungsartikel, war das gemeinsame Wiegen, das häufig sogar vor und nach dem Essen stattfand. 1887 hob die *New York Times* etwa hervor, wie »feierlich« die Clubmitglieder zur Waage schritten – und welche Freude und welcher Stolz sich zeigten, wenn hohe Pfundzahlen erreicht wurden. Dabei war die Gewichtszunahme das erklärte Ziel und wurde als Mitgliedspflicht deklariert; die Zeitungen vergaßen selten zu erwähnen, ob die *Fat Men* seit dem letzten Treffen zu- oder gar abgenommen hatten. Oft waren lange Listen mit der Angabe von Namen und Körpergewicht der Anwesenden Bestandteil der Artikel.⁷⁴

Das öffentliche Wiegen war bis in das späte 19. Jahrhundert hauptsächlich auf Jahrmärkte beschränkt gewesen – ein Umstand, der den karnevalistischen Charakter der Club-Bankette zusätzlich unterstrich. Erst in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich Waagen, die *penny scales*, zunehmend im öffentlichen Raum, etwa in Busstationen, Apotheken und Lebensmittelgeschäften.⁷⁵ Dass die *Fat Men* sich auf ihren Treffen regelmäßig wogen, ist aber noch aus einem anderen Grund bemerkenswert: Denn dass ausgiebiges Essen kausal mit einem hohen Körpergewicht verbunden und ein hohes Körpergewicht automatisch mit *fatness* verknüpft wurde, das war zeitgenössisch nicht selbstverständlich.⁷⁶

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts etwa konnte in den Vereinigten Staaten auch ein dünner Körper auf exzessives Essen und Krankheit hinweisen. Nach zeitgenössischem Verständnis überlastete maßloses Essen den gesamten Körper und erlaubte es ihm nicht, die Nahrung zu verwerten. Die daraus resultierenden Verdauungsstörungen wurden zu diesem Zeitpunkt eher durch dünne Körper symbolisiert und Ernährungsempfehlungen zielten primär darauf ab, eine innere Leichtigkeit herzustellen, die durchaus auch in dicken Körpern gefunden werden konnte.⁷⁷ Dies änderte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Als Teil der zeitgenössischen Effizienz- und Produktivitätsparadigmen etablierte sich ein neues Körperideal, in dem der Körper als Maschine und Nahrung als

74 Z. B. »The Glory of Adipose«; »Proud of Their Obesity«; »Human Mastodons«.

75 Schwartz, *Never Satisfied*, 165; Vertinsky, *Weighs and Means*, 457.

76 Schwartz, *Never Satisfied*, 9, 58.

77 Schwartz, *Never Satisfied*, 23-46, 49-68; Vester, *Regime Change*, 40f.

Energiezufuhr figurierte.⁷⁸ Mit dieser Bedeutungsverschiebung begriff man Körperfett nun als Ablagerung von übermäßigem, unverdautem Essen und sowohl Völlerei als auch *fatness* als Hindernis für den reibungslosen Ablauf der körperlichen Maschine.⁷⁹

Auf solchen Wegen wurde Körperfett auf widersprüchliche Weise in Bezug zur industriellen Moderne gesetzt. Einerseits begriff man es als Resultat von technischem Fortschritt und Modernität. So sorgte sich etwa ein Imbissbesitzer (!) in New York City darüber, dass ein bequemer Lifestyle und weniger anstrengende Arbeit zu einer massiven Gewichtszunahme bei US-Amerikaner_innen führen würde: »There are [...] innumerable laborsaving devices in factories and homes that conserve muscle. Instead of lifting weights or pamping, men turn on an electric switch,« wird er in einer Zeitung zitiert.⁸⁰ Körperfett wurde hier mit wenig Bewegung gleichgesetzt und zu einer problematischen Begleitscheinung von technischem Fortschritt; auch die zeitgenössische Furcht vor einer »Verweichlichung« von Männlichkeit in der Moderne ist zu erkennen.⁸¹ Andererseits galt Körperfett gleichzeitig als Ausdruck einer alten Ordnung: Vor dem Hintergrund der Verschiebung von Körpervorstellungen und der zeitgenössischen Konsumkritik betrachtete man Übergewicht zunehmend als Resultat von mangelnder Willenskraft und ineffizientem Überfluss.⁸² Die zu dieser Zeit populär werdenden Diäten sind, wie Katharina Vester zeigt, in diesem Kontext zu verstehen: Sie richteten sich primär an weiße Männer der Mittelklasse, die über Diätpraktiken der vermeintlichen Verweichlichung begegnen und die Fähigkeit zur körperlichen und geistigen Selbstkontrolle demonstriert konnten.⁸³

Bei den *Fat Men* schien interessanterweise eher das Gegenteil zuzutreffen. In den Darstellungen der Zeitungsartikel fungiert nicht *fatness*, sondern Gewichtsverlust als Zeichen fehlender Selbstkontrolle. Nahezu seit der Gründung der ersten Clubs berichteten die Zeitungen immer

78 Schwartz, *Never Satisfied*, 73f.; Tichi, *Shifting Gears*, 34-40.

79 Schwartz, *Never Satisfied*, 80, 85-88, 131f.

80 »Getting to Fat«, in: *The Free Lance*, 17. Oktober 1899, 1.

81 Einige Forscher_innen haben argumentiert, dass in diesem Moment Körperfett auch deshalb stärker stigmatisiert wurde, weil es nicht länger das alleinige Privileg der Wohlhabenden bildete, sondern nun auch mit den in der Fabrik Arbeitenden assoziiert werden konnte, s. z. B. Laura Fraser, *The Inner Corset. A Brief History of Fat in the United States*, in: Levy-Navarro/Soloway, *The Fat Studies Reader*, 11-14, hier 12; Woolner, *American Excess*, 132. Zu wiederkehrenden Sorgen über »verweichlichte« Männer s. z. B. Martschukat, *Ordnung des Sozialen*.

82 Vester, *Regime Change*, 41; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 54.

83 Vester, *Regime Change*. Vester geht insbesondere auch auf die emanzipatorische Funktion ein, die Diätpraktiken in diesem Kontext für die zeitgenössische weiße Frauenbewegung haben konnten, vgl. ebd., insbes. 49-53.

wieder von Klagen der *Fat Men*, dass sie oder ihre Kollegen abgenommen hatten, ohne es zu wollen. Fast mitfühlend schrieb die *New York Times* 1891 etwa über den »abnormalen Schwund« von Clubpräsident Patrick H. Murphy, der es früher auf 340 Pfund gebracht habe, nun aber nur mit Ach und Krach noch 276 Pfund schaffe. Ein einziges Mitglied nur habe sich nicht von »adipösem Gewebe« getrennt und sei deshalb von allen Anwesenden beneidet worden.⁸⁴ Ein Grund für dieses ungewollte Abnehmen wird in den Texten nicht aufgeführt, wohl aber wird es in Zusammenhang mit zeitgenössischen Diättrends gebracht: Körperfett wird in der Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* wiederholt als »thing of the past« aufgerufen, das durch moderne Diäten gefährdet sei.⁸⁵ Weil sich vor diesem Hintergrund auch die *Fat Men's Clubs* von einem Mitgliederschwund bedroht sahen, mobilisierte der Club seine Mitglieder gegen die Gefahr: 1891 verteilte Murphy vor dem großen Essen etwa »anti-fat circulars« unter den Anwesenden, die deren Appetit nur steigerten und schließlich in der eingangs erwähnten Verkündigung Munsons gipfelten, er habe Hunger.⁸⁶ Die Vereinigungen erscheinen hier als wehrhafte Verteidiger einer alten Ordnung, in der Körperfett noch »etwas galt« und die nun essend gegen dessen Wertverlust ankämpften. Interessanterweise kommen diese Passagen der Artikel ohne eine Konkretisierung dessen aus, was Körperfett vermeintlich ehemals bedeutete und welche Konnotation es zeitgenössisch angenommen hatte. Dies scheint selbstverständlicher Teil der Alltagskultur gewesen zu sein.

Wenn Diäten und Fitness zeitgenössisch als Distinktionsmerkmal für weiße Mittelklasse Männer funktionierten, propagierten die *Fat Men* ein konfligierendes Männlichkeitsideal für die oberen Schichten - gerade auch, indem sie es als der Vergangenheit angehörend inszenierten. Dabei ist allein die Gründung der Clubs ein Zeichen dafür, dass Körperfett zeitgenössisch als sichtbares körperliches Merkmal begriffen wurde, in seiner Bedeutung umstritten war - und subjektbildend funktionieren konnte. Indem sie sich als *Fat Men* formierten, beriefen sie sich auf zeitgenössische Vorstellungen von Körperfett und trugen dazu bei, es zu etwas Herausragendem zu machen, das mit spezifischen Eigenschaften verknüpft war. Daher intervenierten die *Fat Men's Clubs* allein durch ihre Gründung und Aktivitäten in die zeitgenössisch höchst virulenten Auseinandersetzungen von Körperfett und Befähigung, die etwa Fragen von kör-

84 »Fat Men At A Clambake«; »Proud Of Their Obesity«; »Bewailing Lost Pounds«; »The Fat Men Sad«, in: *New York Times*, 24. September 1886, 8; »Earth Groans When Fat Men's Association Meets«, in: *Los Angeles Herald*, 12. September 1907, 11.

85 »Proud Of Their Obesity«; »Bewailing Lost Pounds«, 1886, »Fat Men At Annual Feed«. Vgl. dazu Bilton, »Nobody Loves a Fat Man«, 55.

86 »Fat Men At A Clambake«.

perlicher Schwere oder Leichtigkeit, Gesundheit, ökonomischer Sicherheit und Gemütsruhe aufwarfen.

»Jolly Fat Men's Outings«: Vom Tänzchen zum Wettrennen

Betrachten wir einmal die Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* aus diachroner Perspektive, so zeigt sich ein entscheidender Wandel in Bezug auf die körperliche Aktivität der *Fat Men*. Gerade in den beiden Dekaden vor der Jahrhundertwende kommt kaum ein Artikel über die Veranstaltungen der *Fat Men's Clubs* ohne den Verweis auf irgendein Transportmittel oder diverse Sitzgelegenheiten aus, die nicht unter dem Gewicht der Clubmitglieder geächtet hätten oder gar zusammengebrochen seien.⁸⁷ Selten wird zu diesem Zeitpunkt von ausgeprägten körperlichen Aktivitäten berichtet, die über das gelegentliche Tänzchen hinausgingen; manchmal fiel sogar dieses aus und die Texte betonten, die *Fat Men* könnten sich nur langsam fortbewegen.⁸⁸ Um 1890 herum, also mit der zunehmenden Verteufelung von Körperfett und Konsumexzessen, begann sich dieses zu ändern. Neben den Banketten und dem Wiegen wurde nun auch über sportliche Programmpunkte, vor allem Wettläufe, berichtet, die auf den Treffen ausgetragen wurden.⁸⁹ Besonders deutlich wird dies am Beispiel des *Jolly Fat Men's Club* in Washington, DC, der 1890 gegründet wurde: Die Zeitungen berichteten über regelmäßige Bankette und andere Abendveranstaltungen des Clubs. Das größere Aufsehen erregten aber die sommerlichen »outings« der Vereinigung. Dies waren öffentliche Ausflüge, die offenbar für die Allgemeinheit kostenfrei waren und von nachmittäglichen sportlichen Wettbewerben gekrönt wurden. Die Geschichten, die hier erzählt werden, sind ganz andere als die über die großen Muschel-Bankette in Connecticut. Mehrere Tage vorher versprachen Anzeigen und redaktionelle Ankündigungen in den Zeitungen allen Teilnehmenden viel Spaß und hoben die unterschiedlichen Wettkämpfe sowie kostspielige Preise hervor.⁹⁰ Zum einen stellten diese Feste und ihre Darstellungen in den Zeitungen also eine hohe Geselligkeit und ökonomische Potenz der *Fat Men's Clubs* heraus, zum anderen die Aktivität und Bewegungsfreude der Clubmitglieder. Von verschiedenen Wettläufen war etwa die Rede, die zum Teil exklusiv für die

87 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«; »The Glory of Adipose«, »Fat Men At Annual Feed«.

88 Z. B. »Fat Men's Ball«, in: *New York Times*, 21. Dezember 1896; »Jolly Porpoises At Play«; »Fat Men And Clams«.

89 Z. B. »The Fat Men Sad«; »Men of Weight At A Clambake«; »Clams Eaten By Fat Men«.

90 Z. B. »Excursion«, in: *Alexandria Gazette and Virginia Advertiser*, 9. Juni 1894, 3; »Jolly Fat Men's Club«, in: *The Evening Star*, 24. September 1896, 12; »Fun for Our Friends«, in: *The Evening Times*, 14. Juni 1898, 5.

Fat Men, zum Teil für alle Teilnehmenden geöffnet waren. »High-kicking match[es]« waren offenbar ebenfalls sehr beliebt sowie Baseball- und Bowling-Spiele.⁹¹ Zusätzlich veranstaltete der *Jolly Fat Men's Club* Fahrradrennen, hatte eine vereinseigene Baseballmannschaft und schickte Bowling-Teams in die Amateur-Ligen des Distrikts.⁹²

Es liegt nahe, diese Verschiebung im Kontext sowohl der zeitgenössischen Fitnessbewegung als auch der zunehmenden Erschaffung einer breiteren Freizeit- und Unterhaltungskultur zu lesen.⁹³ Die sportlichen Aktivitäten und Wettkämpfe fungierten möglicherweise als notwendiges Gegengewicht zu den Repräsentationen der Gelage, auch wenn der sportliche Zeitgeist gleichzeitig ironisch gebrochen und die Clubmitglieder auch auf diesen Treffen bisweilen als groteske und möglicherweise parodistische Erscheinungen inszeniert wurden. So gehörten etwa »[fat men's] donkey race[s]« und »greasy pig chase[s]« zu den Programmpunkten der Ausflüge.⁹⁴ Von den Fahrradrennen hieß es, es seien freilich keine »guten Zeiten« zu erwarten, es würde aber sicherlich eine amüsante Veranstaltung werden. Und in Bezug auf die Bowlingmannschaft hielt es die *Times* 1901 für nötig, zu versichern, dass deren Mitglieder allesamt frühere Ligaveteranen waren.⁹⁵ Solche Einsätze deuten darauf hin, dass die *Fat Men* sich nicht ohne weiteres in den zeitgenössischen Fitnesskult einschreiben konnten. Das Lachen mit den *Fat Men* wurde möglicherweise von einem Lachen über diese begleitet. Gleichzeitig kommen die Artikel über die großen Feste des *Jolly Fat Men's Club* in der Regel ohne jene ausgiebigen Verweise auf Körperfülle und -schwere der Clubmitglieder aus, welche die Berichterstattung über die *Clambakes* so charakteristisch geprägt hatten. Und die Veröffentlichung des Körpergewichts der einzelnen Baseball-Spieler durch die *Washington Times* 1894 zeigt, dass dieses zwar als erwähnenswert galt, aber nicht zwangsläufig

91 »Jolly Fat Men's Outing«; o.T., in: *The Evening Times*, 12. Juni 1897, 8; »Fat Men's Club Welcomes 535-Pounder«.

92 Z. B. »The Buena Vista Smoker«, in: *The Evening Star*, 18. Juni 1892, 9; »A Meeting in Washington«, in: *The Evening Star*, 26. August 1894, 15; »Among The Athletes«, in: *The Times*, 30. September 1900, 10; »Jolly Fat Men Organize«, in: *The Washington Herald*, 17. April 1908, 9.

93 Martschukat, *Physical Culture and the Formation of the Self*; Horowitz, *Consumption and Its Discontents*, 314; Andrew L. Erdman, *Blue Vaudeville. Sex, Morals and the Mass Marketing of Amusement, 1895-1915*, Jefferson 2004.

94 »Jolly Fat Men's Outing«.

95 »A Meeting in Washington«; »Among Amateur Athletes«, in: *The Times*, 26. Mai 1901, 9. Hier deutet sich auch an, auf welche Weise Vorstellungen von Alter und Lebensphase gerade nach der Jahrhundertwende in zeitgenössischen Diskursen um Körperfett Wirkung erhielten. Die *Fat Men* wurden als ältere Männer dargestellt – ein Umstand, der die Signifizierung von Körperfett als altmodisch unterstrich, s. z. B. »Human Mastodons«.

als Hindernis für sportlichen Erfolg begriffen wurde.⁹⁶ Die Darstellungen der sportlichen Aktivitäten der *Fat Men's Clubs* konterkarieren Ineinsetzungen von *fatness* und mangelnder Beweglichkeit oder Fitness partiell; das liegt auch daran, dass diese Gleichsetzung sich zeitgenössisch erst entwickelte – und umkämpft war.

»A generous physical supply laid up for a time of stress«: Körperfett als Kapital und Schutz

Auf welche Weise *fatness* auch im frühen 20. Jahrhundert mit unterschiedlichen Aspekten von Befähigung verknüpft werden konnte, zeigt etwa ein Artikel, den der Arzt George M. Niles 1910 im *Journal of the American Medical Association* veröffentlichte. Der Text war mit »Fat – A Physiologic Appreciation« betitelt und wurde in der *New York Times* enthusiastisch als lang erwartete »Verteidigung« von »überschüssigem Fett« begrüßt.⁹⁷ Niles bemerkenswerte Ausführungen wiesen Körperfett eine Reihe positiver Eigenschaften zu: Es sei Treibstoff, böte Schutz, sei ein schnell verfügbarer und reichhaltiger Energiespeicher und die Grundlage für ein Leben voller Frohsinn.

Der Arzt griff in seinem Artikel eine recht neue Maßeinheit für Nahrung auf: die Kalorie. Er argumentierte, dass Fett eine wesentlich bessere Energiequelle für den Körper darstelle als Proteine oder Kohlehydrate, weil es mehr als doppelt so viele Kalorien, also Wärmeenergie liefere.⁹⁸ Diese Energielieferung war für ihn die zentrale Bedeutung von Körperfett: In ökonomischer Diktion bezeichnete er dessen Funktion als »concentrated fuel power« und berief sich dabei auf Konzepte, die Nahrung als Treibstoff für die Maschine Mensch konzipierten.⁹⁹ Dabei betrachtete Niles Fett – sehr im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen – als besonders leicht verfügbaren und schnell verbrauchten Verbrennungsstoff.¹⁰⁰ Weil Körperfett hier als recht vergänglicher Stoff konzipiert wurde, konnten dicke Körper als fluider und beweglicher gelten – eine diskursive Möglichkeit, die bei der Inszenierung der sportlichen Aktivitäten der *Fat Men* möglicherweise eine Rolle spielte. Körperfett war dann nicht mehr etwas, dessen Abbau größte Anstrengungen und einen eisernen Willen erforderte. Aus diesem Grund argumentierte Niles aber auch dafür, mehr

96 »No Boys Like These«, in: *Washington Times*, 30. September 1894, 3.

97 George M. Niles, Fat – A Physiologic Appreciation, in: *Journal of the American Medical Association* 54 (1910) 13, 1025-1026; »Being Fat Is Like Having Money In The Bank«, in: *New York Times*, 15. Mai 1910, SM11.

98 Niles, Fat, 1025f.

99 Ebd., 1026.

100 Ebd., 1025.

Fett zu akkumulieren als für die laufenden körperlichen Prozesse unmittelbar nötig. Körperfett erlangte für ihn vor allem als »betriebsbereiter Energiespeicher« eine besondere Bedeutung. In Zeiten des Hungers verbrenne der Körper etwa 90 Prozent des Körperfetts, bevor der Tod eintrete. Fett halte warm und schütze überdies vor der demoralisierenden Kraft »harter Schläge« – sowohl physisch als auch moralisch, wie bei Niles deutlich wird. »[S]o we can easily see«, konstatierte der Arzt, »how a generous physical supply laid up for a time of stress will aid in a battle against wasting disease or defective assimilation«. ¹⁰¹ Körperfett präsentiert sich hier als Vorsorge gegen Stress, Krankheit, Verletzungen und Tod und damit als biomächtiges Bollwerk, das gerade vor dem Hintergrund der Neurasthenie-Debatte an Attraktivität gewinnen konnte, in der man befürchtete, dass die Körper der Moderne nicht gewachsen seien. ¹⁰² Dass es für Niles kaum ein Zuviel an Körperfett gab, wird deutlich in seiner Gleichsetzung von *fatness* und einem »ample bank account of a busy and provident man«. ¹⁰³ Dabei fand der Arzt, dass der »Besitz dieses Überschusses« nicht bedeuten durfte, sich zurückzulehnen, sondern im Gegenteil hieß, »fleißig« weiter den üblichen Geschäften nachzugehen. ¹⁰⁴ Bei der zeitgenössisch noch engen Verknüpfung von *fatness* und Wohlstand ließ sich dies als Allegorie des Marktes lesen, wo Kapital vorhanden und stetig weiter akkumuliert werden musste, um den industriellen Betrieb aufrecht zu halten und Mehrwert zu produzieren. Und das, was die *Fat Men* taten, wurde in Niles Lesart zu einer ökonomisch sinnvollen, nachhaltigen Angelegenheit.

Besonders interessant in diesem Zusammenhang ist allerdings auch eine weitere Metaphorik, die Niles nutzte, um die enorme Produktivität von Körperfett hervorzuheben. Er verglich es mit einer Hausfrau, die zwar nicht direkt verdiene, es aber dem Ehemann erlaube, den Haushalt zu versorgen und einen Überschuss zu erwirtschaften. ¹⁰⁵ Während die Hausfrau bzw. das Körperfett hier eher als im Hintergrund tätig bzw. als passive Reserve gezeichnet werden, kommt ihnen im Notfall laut Niles eine aktive Rolle zu: »Should an emergency arise whereby the head of the house becomes incapacitated, this housewife could at once become an active earning factor, augmenting the depleted income and possibly averting economic disaster.« ¹⁰⁶ Dass *fatness* zeitgenössisch weiblich konnotiert war, ist bereits angesprochen worden. In diesen Konstruktionen

101 Ebd., 1026.

102 Vgl. Bederman, *Manliness & Civilization*; David Schuster, *Neurasthenic Nation. America's Search for Health, Happiness, and Comfort, 1869-1920*, New Brunswick 2011.

103 Niles, *Fat*, 1026.

104 Ebd.

105 Niles, *Fat*, 1026.

106 Ebd.

spielte die Zuweisung von Passivität eine große Rolle.¹⁰⁷ Bei Niles dagegen wurde zwar die Verbindung von *fat* und *femaleness* reproduziert, aber partiell verschoben. *Fatness* wurde hier mit der aktiven Befähigung verknüpft, in Notsituationen die körperliche Maschine am Laufen zu halten. Auf diese Weise wurde die wichtige Rolle, die Niles Körperfett für die Aufrechterhaltung körperlicher und allegorisch ja auch gesellschaftlicher Prozesse zuweist, mit Weiblichkeit verknüpft und auch die Exklusivität eines männlichen Ernährers zeigt sich in ihrer Brüchigkeit.¹⁰⁸

Weiterhin verband Niles *fatness* mit Fröhlichkeit und Gemütsruhe. Seit Menschengedenken sei bekannt, so der Arzt, dass dicke Menschen »zufriedener und optimistischer« seien als schlanke. Für Niles lag dies darin begründet, dass größere Fettreserven – eben aufgrund ihrer Kapital- und Schutzfunktion – eine beruhigende Wirkung hätten.¹⁰⁹ Damit lieferte er eine physiologische Begründung für eine zeitgenössisch bedeutsame Verknüpfung. Nicht nur die Zeitungsartikel über die *Fat Men*, sondern auch die Clubmitglieder selbst beriefen sich immer wieder auf ihre besondere Fröhlichkeit, wie etwa der Name *Jolly Fat Men's Club* illustriert.¹¹⁰ Zeigt sich hier also ein Moment der Subjektivierungsmacht zeitgenössischer Materialisierungen von Körperfett, lässt sich auch ihr transgressives Potential verdeutlichen. Denn wenn *fatness* glücklich machte, konnte Schlankheit mit Unzufriedenheit verknüpft werden. Niles erklärte den »so häufig vorhandenen [Pessimismus] magerer Menschen« mit der Abwesenheit von Körperfett und kommentierte: »[W]hen [...] the protein content has to work overtime in order to manufacture sufficient energy and heat, then is felt the tiny vibrations of a tiny voice of unrest and bodily discontent [...].«¹¹¹ Mit anderen Worten: Wenn Körperfett fehlt, gibt es – berechtigten – Aufruhr. Diese Feststellung von Niles, die auch als Kommentar zu den Arbeitsbedingungen in Fabriken lesbar war, ist unter anderem deshalb interessant, weil eine solche Vorstellung von buchstäblich körperlicher Unruhe zeitgenössische Proteste von Arbeiter_innen möglicherweise legitimieren konnte. Außerdem wurden Zufriedenheit und Frohsinn als Marker für Wohlstand eingeschrieben – und der *Jolly Fat Men's Club* konnte seinen gewichtigen Status gleich mehrfach demonstrieren.

107 Vgl. Vester, *Regime Change*, 41; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, z. B. 52.

108 Zur Figur des Ernährers vgl. Felix Krämer, *Ernährer*: in: *Netzwerk Körper* (Hg.), *What Can A Body Do?*, 60-66.

109 Niles, *Fat*, 1026.

110 Aus unzähligen Beispielen s. etwa »Fun for Our Friends«, »Second Grand Family Excursion of the Original Jolly Fat Men's Club«, in: *The Washington Times*, 7. Juli 1894, 3.

111 Niles, *Fat*, 1026.

4. Zurück zum Hunger: Ein Fazit

Der eingangs erwähnte Hunger von Clubmitglied Munson lässt sich vor dem Hintergrund des Gesagten als besonderer Hunger lesen. Er symbolisierte nicht Not, sondern das Streben nach etwas, das zeitgenössisch zunehmend als *conspicuous consumption* in Verruf geriet, gleichzeitig aber gesellschaftlichen Erfolg und körperliche Überlegenheit demonstrieren konnte.

Fat Men's Clubs können als Anzeichen begriffen werden, dass die Bedeutung von Körperfett im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert besonders intensiv – und ambivalent – verhandelt wurde. Auseinandersetzungen über die soziale Ordnung und befähigte Subjekte wurden über Fragen nach der Legitimität von Konsum, Fitness und Gesundheit in Verbindung mit Körperfett gebracht. Die Clubs sind aber nicht nur ein Anzeichen für die Verdichtung dieser Verhandlungen, sondern intervenierten auch in diese. Wenn man die zeitgenössischen Diskurse um Konsum, Ernährung, Körperfett und Gesundheit als Aushandlungsorte von Befähigung und Subjektstatus liest, dann kämpften die *Fat Men* mit *Clambakes*, Waagen und später zusätzlich mit Bowlingkugeln und Wettrennen darum, sich als befähigte Subjekte zu inszenieren.

Die Berichterstattung über die Clubs macht deutlich, wie ambivalente Diskurse zu Körperfett die *Fat Men* befähigten, Selbstführung im vermeintlichen Exzess zu demonstrieren. Ihr Körperfett konnte *Whiteness*, Wohlstand, Status, Männlichkeit, (soziale) Beweglichkeit und Produktivität symbolisieren, während *fatness* gleichzeitig zunehmend als weiblich, passiv, kindlich, unproduktiv und immobil konturiert wurde. Dabei zeigen die Artikel über die *Fat Men's Clubs* auch die Fragilität dieser Zuweisungen, wie etwa an der Charakterisierung der Clubmitglieder als überaus »jolly« deutlich wird. Zwar funktionierten Frohsinn und Zufriedenheit auch als Marker für Wohlstand und Sorglosigkeit, andererseits war es darüber aber auch möglich, die *Fat Men* als kindliche Gemüter zu inszenieren. Und gerade in der Darstellung von Essensexzessen wird ersichtlich, dass die *Fat Men* auch Verwerfungen als groteske Körper preisgegeben werden konnten, deren Befähigung also instabil war. Dass der Legitimationsdruck für diese Essenspraktiken um die Jahrhundertwende anstieg, lässt sich an einem Wandel der Clubtreffen zeigen. Die zunehmende Betonung von sportlichen Wettkämpfen auf den Treffen der *Fat Men's Clubs* kann als Strategie gelesen werden, Befähigung auch in Zeiten zu demonstrieren, in denen ein gesellschaftlicher Erfolg zunehmend an schlanke Körper geknüpft und *fatness* als Zeichen für Immobilität und Faulheit galt.

In den späteren 1910er und 1920er Jahren werden die Artikel über Clubtreffen seltener. Zwar berichtet der *Daily Boston Globe* bis in die 1930er Jahre hinein noch ein- bis zweimal jährlich recht knapp über Clubtreffen, die *New York Times* aber nicht mehr; und in Washington, DC handeln die seltenen Artikel nicht mehr von Clubtreffen, sondern berichten etwa von Handelsvertretern, die in den Räumen des *Fat Men's Clubs* ihre Versammlungen abgehalten haben, bis das Clubhaus 1919 an eine Firma verkauft wurde.¹¹² Interessanterweise stehen in den späteren Berichten des *Daily Globe* zunehmend auch Frauen im Vordergrund.¹¹³ Möglicherweise standen diese Merkmale in Zusammenhang damit, dass Körperfett spätestens in den 1920er Jahren deutlich als Problem galt – und vor allem zunehmend weiblich und nicht-weiß konnotiert war.¹¹⁴ Ob dies so war, wie sich der noch bestehende *Fat Men's Club* zu diesem Zeitpunkt verhielt, in welche Auseinandersetzungen er intervenierte und was das für die zeitgenössische Konstruktion von Körperfett und Befähigung bedeuten konnte, das wird an anderer Stelle einmal genauer untersucht werden. Für dieses Mal kann festgehalten werden, dass historische Prozesse der Befähigung von Subjekten eine lohnende Perspektive bieten, aus der die Geschichte von Essenspraktiken und Körperfett kritisch befragt werden kann.

Nina Mackert, Kontakt: nina.mackert [at] uni-erfurt.de, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt. Ihre Dissertation »Jugenddelinquenz. Die Produktivität eines Problems in den USA der späten 1940er bis 1960er Jahre« ist 2014 bei UVK erschienen. Forschungsschwerpunkte: Nordamerikanische Körper- und Kulturgeschichte, Geschichte von Essen, Ernährung und Gesundheit, Dis/ability History, Geschichtstheorie.

112 »Fat Men's Club Of U. S. Holds Annual Meeting«, in: *Daily Boston Globe*, 7. Oktober 1930, 18; »85 Fat Folk On Outing Weigh In A Total Of 17,000 Pounds«, in: *Daily Boston Globe*, 29. Juni 1931, 4; »Will Celebrate Tonight«, in: *The Washington Times*, 17. März 1915, 1; »Former Clubhouse Sold«, in: *The Washington Times*, 29. November 1919, 18.

113 Z. B. »Fat Men And Women Meet At Hall's Lake«, in: *Boston Daily Globe*, 29. August 1927, 13; »Three Dinners Win Fat Men's Honors«, in: *Daily Boston Globe*, 16. Juli 1928, 5; »85 Fat Folk On Outing Weigh In A Total Of 17,000 Pounds«.

114 Vester, *Regime Change*, 58; »Nobody Loves a Fat Man«, 55.